

General-Anzeiger

Vergleich-Märkische Zeitung
Vergleich-Nachrichten
Wuppertaler Nachrichten

der Stadt Wuppertal
General-Anzeiger für Elberfeld-Barmen

Elberfelder Zeitung
Allgemeine Zeitung
für Berg und Markt

Für Aufnahmen von Anzeigen an bestimmten Tagen und Plätzen wird keine Gewähr übernommen. Bei Zeitungsänderungen, die durch Änderungen der Verhältnisse bedingt sind, kann die Redaktion ohne vorherige Ankündigung Änderungen vornehmen. Die Redaktion ist nicht verantwortlich für die Richtigkeit der Meldungen.

Verlag
W. Girardet
Wuppertal-Elberfeld

Bezugspreis: Durch Boten wochentäglich frei Haus, halbmöndlich RM 0,95, monatlich RM 1,90 einschließlich 21 Pf. Postgebühren. Durch die Post monatlich RM 1,90 einschließlich 21 Pf. Postgebühren. Zusätzliche 36 Pf. für den Hauptgeschäftsführer Elberfeld: Hermann-Wöring-Str. 48/50 - Fernsprech-Sammel-Nr. 2171. Hauptgeschäftsführer Barmen: Adolf-Hilte-Str. 62/67 - Fernsprech-Sammel-Nr. 577/68.

Mittwoch, 30. Juni 1943

Abstoßende Terror-Spuren britisch-amerikanischer Barbarei

Schwere Spreng- und Brandbombenschäden am Kölner Dom

Der neue anglo-amerikanische Terrorangriff auf die Stadt Köln, den der heutige Wehrmachtbericht meldet, gehört zu den schrecklichsten Aktionen, die jemals in der Geschichte der Menschheit vorgefallen sind. Die Feinde der Menschheit, die in der Nacht vom 29. auf den 30. Juni 1943 auf die Stadt Köln einen Terrorangriff unternahm, haben die Stadt in einem Maße zerstört, wie es in der Geschichte der Menschheit noch nie vorgefallen ist. Die Stadt Köln ist in einem Maße zerstört, wie es in der Geschichte der Menschheit noch nie vorgefallen ist.

Der Kölner Dom, der, wie der Wehrmachtbericht meldet, schwere Spreng- und Brandbombenschäden erlitten hat, wurde im Jahre 1248 begonnen. Er ist in der ganzen Welt so bekannt wie beispielsweise die ägyptischen Pyramiden oder irgend eines der anderen Baumerkmale, die man in früherer Zeit als Weltwunder bezeichnete. Im Gegensatz zu diesen Weltwundern ist jedoch die gewaltige Kathedrale am Rhein ein Kunstwerk von buchstäblich einzigartigem Wert. Unter den berühmtesten Künstlern, die aus dem geheimnisvollen Rhythmus der gotischen Bauhütte hervorgegangen sind, steht der Kölner Dom mit seinen riesigen vollendeten Türmen als einziges Beispiel seiner Art da. Er gilt als das berühmteste Bauwerk der hochgotischen Periode, an dem viele Geschlechter Jahrhunderte hindurch mit ebenso viel strengem Formenbegriff wie frommem Eifer gebaut haben.

Der Dom ist durch seine vielwunderfähige Weichheit, an die sich die Namen berühmtester Baumeister knüpfen, durch die Pracht seiner äußeren Gestaltung und durch seine Verbundenheit mit Köln und dem nahen Rheinstrom zum nationalen Heiligtum des deutschen Volkes geworden. Nach den Domen in Moskau, Leningrad und anderen ehrwürdigen deutschen Städten steht nun auch der Kölner Dom in der abstoßenden Spur britisch-amerikanischer Barbarei. Ausgerechnet in diesem Zeitpunkt räumt sich einer der forsttesten englischen Journalisten, William Stead, der sich ja auf Grund der Geheimhaltung des früheren tschechischen Außenministeriums durch seine hochgradige Verschwiegenheit einen überlückigen Namen gemacht hat, über das „alte Gewissen“ des englischen Volkstums.

Auch diesmal haben die Angreifer ihre Barbarei wieder mit abgeworfenen Bomben und ihren Verbrechen bezähnen müssen. So schreibt die Londoner „Daily Mail“, die Verfassungen, die nach England zurückgeführt seien, hätten die außerordentliche Verstärkung der deutschen Luftverteidigung geschildert; ähnlich hatte sich das Blatt schon bei dem Angriff auf Elberfeld geäußert. Allem Anschein nach hätten die Deutschen ihren äußeren Sperrkreis bis zur Küste vorverlegt, so daß die Bomber am Beginn des Einfluges über belgisches Gebiet

dann in unaufhörliche Kämpfe verwickelt würden. Die Abwehr sei um so heftiger geworden, je näher sie dem Ruhrgebiet gekommen seien. An der Abwehr sei eine große Anzahl von Nachtjägern beteiligt gewesen. Der Londoner Nachrichtenendienst verzeichnet in einem möglichen Gefühl des Unbehagens, daß die Grenze der deutschen Widerstandskraft noch immer nicht zu sehen sei. Schweizerische Blätter verweisen darauf, daß die englisch-amerikanischen Flieger seit Wochen mit dem Verlust von täglich mindestens 30 Bombern rechnen müßten, von denen jeder 7 bis 9 Mann an Besatzung habe. In der vergangenen Woche seien an einem einzigen Tage sogar 138 Flugzeuge nicht zurückgekehrt. Blätter, wie die „Gazette de Lausanne“ und „Tribune de Genève“ stellen dabei die Frage zur Debatte, wie lange die Angreifer derartige Verluste wohl hinnehmen könnten.

55 feindliche Flugzeuge abgeschossen

Deutsches U-Boot vernichtete im Mittelmeer einen feindlichen Kreuzer - Kan- telleria von deutschen Kampfflugzeugen bombardiert - Britischer Terror- angriff auf Köln

Aus dem Führerhauptquartier, 29. Juni. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Bei Westküste Italiens und südlich von Staraja Russa wurden mehrere feindliche Angriffe abgelehnt.

Deutsche Jagdflugzeuge vernichteten in der Kolonien durch Nordafrika ein feindliches Schnellboot. Im westlichen Mittelmeer versenkte ein deutsches Unterseeboot aus einem stark gesicherten feindlichen Kriegsschiffsverband einen Kreuzer der Probisher-Klasse und torpedierte eine weitere Einheit.

Ein Verband deutscher Kampfflugzeuge bombardierte am gestrigen Tage Flugplätze, Schiffe und Anlagen im Hafen von Pantelleria. Der Feind verlor mehrere im Mittelmeer 18 Flugzeuge.

Die britische Luftwaffe führte in der vergangenen Nacht erneut einen schweren Terrorangriff gegen die Wohnviertel der Stadt Köln durch. Durch Abwurf einer großen Zahl von Spreng- und Brandbomben auf dicht besetzte Stadtteile entstanden ausgebreitete Brände. Der Kölner Dom erlitt schwere Spreng- und Brandbombenschäden. Die Bevölkerung hatte Verluste.

Angriffe einzelner feindlicher Flugzeuge richteten sich gegen einige Orte in Belgien und Nordwestdeutschland. Bisher wurde der Abbruch von 26 feindlichen Bombern festgestellt. Ein weiterer viermotoriger Flugzeuge wurden in Luftkämpfen mit einem nordamerikanischen Bomberverband, der einen Stützpunkt an der Atlantikküste angriffen versuchte, abgeschossen. Ein deutsches Jagdflugzeug wird vermisst.

19 Feindflugzeuge vernichtet

Der italienische Wehrmachtbericht

Rom, 29. Juni. Der italienische Wehrmachtbericht vom Dienstag hat folgenden Wortlaut: Deutsche Kampfflugzeuge griffen mit großem Ergebnis die Anlagen des Hafens von Pantelleria an.

Die Orte Reggio Calabria, Messina und andere Orte Siziliens und Sardinien wurden von der feindlichen Luftwaffe bombardiert. Die Stadt Livorno erlitt sehr große Schäden. Die Verluste der Bevölkerung werden noch festgestellt.

Neun Flugzeuge wurden von italienischen Jägern abgeschossen (sechs in Sardinien und drei bei Livorno). Neun Flugzeuge wurden von der Flakartillerie vernichtet (eines über Sardinien, vier über Sizilien und vier bei Livorno, von denen zwei vor Ancona ins Meer stürzten, während eines bei Tomolo und eines in die Wälder von Salvierno fielen).

Ein weiteres Feindflugzeug wurde von den Abwehrbatterien der Ionischen Inseln getroffen und stürzte ins Meer.

Italien gedachte Italo Balbo

Gedenken am dritten Todestage des italienischen Luftmarschalls

Rom, 29. Juni. Ferrara, die Geburtsstadt Italo Balbos, beging am Montag feierlich den Todestag des italienischen Luftmarschalls. Die ganze Stadt war halbmäßig geklaggt. Um 10 Uhr morgens trafen die Parteiführer in der Stadt ein und begaben sich in das Haus der faschistischen Partei. Dort wurden vor dem Gedenkstein für die Toten der faschistischen Bewegung Kränze niedergelegt. Die Gäste beschäftigten dann das neue Gesundheitsamt „Italo

In England weiß man sehr wohl, daß von aufständigen deutschen Stellen die Vergeltung für die niederträchtige Rohheit der britisch-amerikanischen Luftkriegsführung in sichere Aussicht gestellt ist. Welche furchtbare Wirkung eine solche Vergeltung hat, das haben die Engländer ja schon 1941 erfahren, nachdem sie trotz den deutschen Warnungen immer wieder die Wohnviertel deutscher Städte angriffen. Inzwischen wird das Maß der Schuld der anglo-amerikanischen Verbrecher immer voller, eines Tages wird es überlaufen. Wenn die Vergeltung dann in einem Ausmaß über sie hereinbricht, wie es der schier endlosen Liste ihrer Verbrechen entspricht, dann wird man sich drüber nicht wieder mit der gewohnten Heuchelei an die Weltöffentlichkeit wenden und Klagen erheben können. Die Vergeltung wird dann nur noch ein Akt der ausgleichenden Gerechtigkeit sein.

Valbo“ und nahmen anschließend in der Universität an der Preisverteilung für kulturelle Arbeiten teil. In der Kirche des heiligen Franziskus wurde dann eine Totenmesse gelesen, nach der der Erzbischof das Grab, das mit einem großen Kranz des Duce geschmückt war, segnete. Bei der Feier waren u. a. anwesend Kolonialminister Terruzzi in Vertretung der italienischen Regierung, die Quasimodini de Bonis und de Cecchi, Kammerpräsident Graf Grandi, Verkehrsminister Cini und Landwirtschaftsminister Parodi, die Unterstaatssekretäre im Luftfahrtministerium, Fougier, und im Verkehrsministerium, Arcidiacono, ferner eine deutsche Abordnung unter Führung von Generaloberst Dörzer.

Die italienischen Zeitungen entrollen in spaltenlangen lebendig gehaltenen Schilderungen ein Bild des Lebenslaufes des um sein Vaterland so außerordentlich verdienten Mannes, der vor drei Jahren in treuester Pflichterfüllung im Luftraum über Afrika fiel.

Dier Wochen Kampf im Mittelmeer

Beachtliche Erfolge gegen englisch-amerikanische Flugzeuge und gegen die Feindschiffahrt

Rom, 29. Juni. Vom 1. bis 28. Juni vernichteten Flak und Luftwaffe der Achse im Mittelmeerraum insgesamt 323 englisch-amerikanische Flugzeuge, hauptsächlich mehrmotorige, 113 wurden von der Flak, die übrigen im Luftkampf abgeschossen. Die italienischen Torpedoboots, die ihre Aktivität verstärkt hatten, konnten eine Reihe schöner Erfolge erzielen. Sie torpedierten und versenkten vor der nordafrikanischen Küste seit dem 1. Juni zehn feindliche Transporter, davon acht mit insgesamt 80.000 BRT. Von 19 weiteren Transportern, die ebenfalls torpediert wurden, ist ein Teil wahrscheinlich als versenkt anzunehmen. Dazu kommen noch die am Nachmittag des 26. und in der Nacht des 27. Juni von Torpedoboots und Bombern der Achse im Kanal von Sardinien getroffenen 11 Dampfer. See- und Luftkräfte der Achse konnten seit dem 1. Juni insgesamt 50 feindliche Schiffe zerstören oder unbrauchbar machen. Das sind insgesamt 333.000 BRT. Feindlicher Schiffsraum. 13 dieser Schiffe mit insgesamt 110.000 BRT. wurden versenkt, die anderen 87 schwer beschädigt, so daß mit dem Totalverlust einer weiteren Anzahl von Schiffen zu rechnen ist.

Mitterkreuz

für bewährten Flak-Batterieschef

Berlin, 29. Juni. Der Führer verlieh auf Vorschlag des Oberbefehlshabers der Luftwaffe, Reichsmarschalls Göring, das Mitterkreuz des Eisernen Kreuzes an Hauptmann Böhm, Batterieschef in einem Flak-Regiment. Hauptmann Ernst Böhm, als Sohn eines Studienprofessors am 28. Februar 1916 in Würzburg geboren, hat sich in den schweren Winterkämpfen im Osten als hervorragend tapferer Soldat und entschlußfester, verantwortungsbewußter Führer bewährt. In klarer Erkenntnis der Lage hielt er den letzten noch in deutscher Hand befindlichen Übergang über einen Fluß gegen einen mit zahlenmäßig weit überlegenen Kräften geführten feindlichen Angriff und ermöglichte dadurch einer Panzerdivision den geordneten Rückzug. Hauptmann Böhm erwarb sich als Freiwilliger der Legion Condor das Goldene Spanienkreuz mit Schwertern und im Weltkrieg das E. K. I. Klasse.

Ehe und Nachwuchs

Von Dr. Johann von Leers

o. b. Professor an der Universität Jena

Die bulgarische Regierung hat im Januar dieses Jahres ihrem Parlament einen Gesetzentwurf zugehen lassen, der alle Junggehehen im Alter von mehr als 30 Jahren verpflichtet, innerhalb von 18 Monaten nach Inkrafttreten des Gesetzes zu heiraten. Ein Staatsbeamter, der bis dahin nicht geheiratet hat, soll aus dem Staatsdienst entlassen werden, den Angehörigen freier Berufe und leitenden Angestellten die Erlaubnis zur Berufsausübung entzogen werden. Das Gesetz ist außerordentlich scharf gefaßt. Bulgarien hat außerdem schon seit langem eine besondere Junggehehensteuer und recht erhebliche steuerliche Begünstigungen der Familie.

Man sollte glauben, gerade Bulgarien hätte dies nicht nötig. Sein Geburtenüberschuß ist erheblich, liegt um 10 auf Tausend, die Altersgliederung des Volkskörpers ist außerordentlich gesund, das Eheleben ist vorbildlich, die Volkstüchtigkeit ist ziemlich die höchste in Europa; denn Bulgarien hat weniger uneheliche Geburten als alle anderen europäischen Länder, und Abtreibungsfälle sind vor den bulgarischen Gerichten ganz außerordentlich selten. Es wird früh geheiratet, die Ehen sind im allgemeinen glücklich und kinderreich, eine uralte patriarchalische bäuerliche Sittlichkeit, dazu viel echte Liebespoesie und ein warmer Familienstimm kennzeichnen dieses tüchtige Volk. Wenn Bulgarien unter diesen sehr günstigen Umständen so entschlossen gegen das Junggehehen vorgehen will, verdient eine solche Maßnahme doppelte Beachtung. Es fragt sich nur, wie weit sie nachahmenswert ist.

Man kann hierbei frühere Lebensverhältnisse sehr schlecht heranziehen. Der bei uns für solche Zwecke gern bemühte germanische Bauer der Frühzeit war gewiß verheiratet. Kein Bauer kann ohne Bäuerin leben, einfach weil der Hof ohne eine Bäuerin nicht bestehen kann. Es scheint aber, als ob schon früh Brüder, die sich aus irgendeinem Grunde nicht verheirateten, auf dem Hof geblieben sind und dem älteren Bruder zur Hand gingen. Im Mittelalter haben wir diesen Typ des „Enkels“, der auf dem Hof lebt und sich nicht verheiratet hat, oft weil ihm die wirtschaftliche Basis dafür fehlt, gar nicht selten gehabt. Der Typ ist eigentlich erst mit der modernen Industrialisierung ziemlich verschwunden, als gleichzeitig die Verträglichkeit in den Familien geringer wurde und jüngere Brüder die Möglichkeit hatten, in die Städte auszuweichen. Wir können also in dieser Hinsicht aus der Vergangenheit sehr wenig lernen; es nützt uns auch nicht viel, dabei zu wissen, daß im alten Sparta die Junggehehen einige Male im Jahre nackt auf dem Markt erschienen und Epitaphien auf sich abgeben mußten. Ganz abgesehen von unserem kühleren Klima, möchten wir ihnen dies doch nicht zumuten.

Der Vorteil eines solchen Zwanges läge sicher darin, daß man besonders die begabten Männer, die an sich auf leitende Stellen Anspruch erheben können, zur Eheschließung härter heranziehen und auf die Weise einen Verlust ihres wertvollen Erbgutes vermeiden könnte. In den Massen des Volkes wäre ein solcher Zwang vergleichsweise schwer auszuüben; denn womit sollte man einen Strakenreiter zwingen, zu heiraten, wenn er nicht heiraten will? Man kann ihm Geld abziehen — dann wäre es eine vermehrte Junggehehensteuer; man kann ihn einsperren — dann reinigte er die Straße nicht; man kann in Wirklichkeit, da sein Ehrgeiz ja nicht weiter geht, ihn kaum zwingen, man müßte denn an die altväterliche Methode der „Zwangskolonisation“ denken, mit der einst „von Amts wegen“ der Verführer mit dem verführten Mädchen zum heiligen Stand der Ehe zusammengeführt wurde. Ob solche Ehen glücklich werden, sei dahingestellt.

So einleuchtend das bulgarische Gesetz an sich ist, so schwer ist es in der Praxis durchzuführen, sobald man den Kreis der Junggehehen in gebotener Stellung verläßt. Damit aber bekommt es praktisch den Charakter eines Sondergesetzes „gegen“ (man kann auch sagen „für“) eine bestimmte Volksschicht. Dennoch ist der Gedanke erwägenswert, nicht gerade jetzt im Kriege, aber für Friedenszeiten. Man könnte etwa bei Beamten die Beförderung in höhere Rangklassen von der Eheschließung abhängig machen. Wer dann Junggehehe bleiben will, der muß eben lebenslang Regierungsrat bleiben. Auf diese Weise hängt man nicht das Schwert der Entlassung über den Menschen auf und veranlaßt sie doch, endlich an die Gründung eines häuslichen Herdes zu denken. Bei leitenden Angestellten könnte man ähnlich verfahren.

War nicht berücksichtigt ist bei dem bulgarischen Gesetz die weibliche Seite. Auf diese kommt es aber mindestens ebenso sehr an. Die starken Frauenüberschüsse, die sich nach Kriegzeiten ergeben, stellen ein echtes Problem dar, denn mit jeder Frau, die kinderlos bleibt, endet ein Erbfort. Man kann hier dadurch helfen, daß man die uneheliche Mutter sozialrechtlich günstiger stellt und von allerlei Diskriminierungen befreit. Das ändert nichts an

Der Takt, daß nicht uneheliche, sondern eheliche Nachkommenschaft in erster Linie erstrebt werden muß. Dem unehelichen Kinde fehlt die Erziehung durch den Vater, ihm fehlt das wirkliche Familienleben, es wird stets, zumal wenn die Mutter berufstätig ist, früh in allerlei staatliche Fürsorge abgedrängt werden. Außerdem wird die Fruchtbarkeit der unehelichen Mutter stets geringer sein als diejenige der ehelichen. Da ein Mädchen einmal ein uneheliches Kind geboren, so wird es im allgemeinen auch dabei bewenden lassen, während die Ehefrau ohne Bedenken mehrere Kinder haben wird. Uneheliche Mütter, die mehrere uneheliche Kinder zur Welt bringen, sind selten, und es ist nicht gesagt, daß man etwa wünschen sollte, es möge ihrer mehr geben. Das Ergebnis ist, daß Frauen, die an sich eine zahlreiche Kinderfamilie haben könnten, auf dem Wege der Unehelichkeit meistens nur ein Kind haben.

Ein anderer Ausweg wäre die Vielheute, wie sie der Islam kennt. Der Mohammedaner darf rechtlich vier Frauen heiraten. Alle vier sind rechtmäßige Ehefrauen. Jede dieser vier Frauen hat ihren besonderen Haushalt, und der Mann ist verpflichtet, sie alle vier gleichmäßig zu berücksichtigen. Wer die alte Türkei vor dem ersten Weltkrieg kannte, weiß, daß diese Mehrehe meist recht glücklich war. Die Frauen vertrugen sich gut untereinander, und der Mann war der Hahn im Korb. Vielfach waren die Frauen eng miteinander befreundet. Eifersüchteleien gab es natürlich, vor allem um das Erbrecht der Kinder, aber wo gibt es keine Eifersucht? Diese Vielheute hatte außerdem den Vorteil, daß fastlich kein Mädchen unverheiratet blieb, daß es außerdem keine Prostitution gab — der ganze Frauenüberschuß wurde automatisch aufgezehrt, ja, die alte Türkei führte noch Frauen von außerhalb, vielfach die sehr schönen Tischerinnen, ein.

Außerdem, da ja der Unterhalt mehrerer Frauen recht teuer war, konnten nur diejenigen, die es im Leben durch Tüchtigkeit zu etwas gebracht hatten, mehrere Frauen heiraten, ihr Erbgut vererbte sich also besonders günstig. Die auffällige Menge an Herrenbesatzung, an Fußmengen, an Schmuck, den das zahllose Volk sehr kleine türkische Volk seine jahrhundertlange Führungstellung verdankte, dürfte gerade durch die Vielheute gefördert worden sein. Wer es im Leben zu nichts brachte, mußte sich mit einer Frau begnügen, der Falsch aber vererbte seine Führungsbegabung auf eine zahlreiche Kinderfamilie. Man darf vielleicht sogar sagen, daß während des Mittelalters die Tatsache, daß die orientalische Kultur der Araber der damaligen europäischen gleich, in vieler Hinsicht sogar überlegen war, darauf zurückzuführen kann, daß infolge der Mehrehe der Geborgenheit im Orient Begabungen dort zahlreicher reproduziert bei gleichmäßigem Ausfall von Kindern durch die ja in Europa wie im Orient damals starke Kindersterblichkeit. Erst die medizinischen Fortschritte in Europa, die es ermöglichten, zahlreiche Kinder aufzuziehen, die sonst gestorben wären, gaben den Europäern möglicherweise den Vorsprung, während der Orient ungeachtet der Förderung der Begabten durch die Mehrehe überhand nahm und zurückfiel. So spricht sehr viel für die Mehrehe.

Eins allerdings nicht — das Empfinden unseres Volkes. Wir haben den merkwürdigen Fall, daß, während die alte fromme Familienhafte und häusliche Art in großen Teilen unseres Volkes leider nicht mehr besteht, es sehr viele Eheheiratsungen gibt und auf dem Gebiet unseres Familienlebens manches recht Bessere zu finden ist, unser Volk, vor allem unsere Frauen, gefühlsmäßig am Gedanken der Einheute festhalten. Hans R. Günther („Formen und Ursprünge der Ehe“) sagt zwar, daß „Vielweiberei nur dann hinausführend wirkt, wenn die erbtüchtigen Männer mehr Frauen heiraten und in solchen Ehen auch wirklich erheblich mehr Kinder gezeugt werden“, hat aber das Bedenken, daß jedenfalls bei einem Volk unserer Art die seelischen Werte bei der Mehrehe zu kurz kommen. Ein uraltes Bauernvolk wie wir, das immer den Vater und die Mutter, den Vorfahren und die Hausfrau gekannt hat, wird kaum ohne große innere Umstellung bereit sein, eine Lebensform zu übernehmen, die wesentlich unüberlicher ist.

Eines ist sicher — angesichts des großen Mangels an Arbeitskräften und der noch größeren Aufgaben, die vor allen stehen, wird die Vermehrung des Menschengeschlechtes, die Aufnahme der Ehen von Menschen wertvoller Art eine dringende Forderung. Gesellschaftliche Maßnahmen und innere Einsicht werden parallel gehen müssen. Mit Recht mahnt Günther: „Dahin einfordern auch Sitte und Recht aus dem Leben der Familie, und darum gehören die Ehe und Familie für das Bewußtsein der Völker zum natürlichen Recht. Die Güter bestehen in der Ehe, belohnen ihre Einseitigkeit und strafen ihre Verleugung.“ Schon eine Befragung unseres Volkes, eine größere Familienhaftigkeit des Denkens, eine Abnahme der Scheidungen und eine größere Verinnerlichung der Menschen könnten viel in dieser Hinsicht helfen und vielleicht mehr als alle schroffen Gesetze oder alle Übernahme fremder Eheformen, so günstig sie sind.

GA-Standarte „Viktor Lube“

Berlin, 28. Juni. Zur Erinnerung an den am 2. Mai 1943 tödlich verunglückten Stabschef der SA Viktor Lube verließ der Führer der SA-Standarte 99, Standort Berlin, die Bezeichnung Standarte 99 „Viktor Lube“.

Die Wahrung des Vermögens des verstorbenen Stabschefs wurde hierdurch in besonderer Weise der Standarte anvertraut, mit der Viktor Lube als ehemaliger Gauverführer „Lube“ aus engster Verbundenheit und in deren Reihen die ersten Kämpfer Viktor Lubes standen.

Ergebnis: Über 57 Millionen RM.

Berlin, 28. Juni. Die am 8. Juni durchgeführte dritte Sammelung des Kriegserlöses für das Deutsche Volk hat ein vorläufiges Ergebnis von 57 167 593 RM. Bei der gleichen Sammlung des Vorjahres wurden 44 557 876 RM. angesetzt. Die Gesamtsumme beträgt somit 12,7 Millionen RM., das sind 28,5 Prozent.

Sparen und Kriegsfinanzierung

Reichswirtschaftsminister Funk über die Bedeutung des Sparens im Kriege

Berlin, 28. Juni. Auf einer Feierstunde zum 125jährigen Bestehen der Berliner Sparkasse im Schiller-Theater der Reichshauptstadt sprach Reichswirtschaftsminister und Reichsbankpräsident Walter Funk über das Sparen im Kriege in seiner Bedeutung für die Sicherung der Kriegsfinanzierung und als Grundlage für den sozialen Aufstieg des Volkes.

Dem fröhen Geschäftswort „überflüssig“ Geld und der verhängnisvollen Einstellung, daß „Geld keine Rolle spielt“, würde man am besten dadurch begegnen, daß man den Leuten, die so reden und handeln, das Geld wegnimmt; dann würden sie sehr schnell erkennen, daß das Geld nicht überflüssig ist und daß es eine entscheidende Rolle für das wirtschaftliche, soziale und kulturelle Leben des Volkes spielt. Das Geld ist der Gradmesser für die Leistungen des einzelnen wie der Volksgemeinschaft. Geld ist der einzige brauchbare, allgemeine Maßstab für die Bewertung der Produktionskosten, für Lohn und Preis, und gerade

in einer auf Leistungslöhnen und Leistungspreisen aufgebauten Volkswirtschaft muß auf eine richtige und gesunde Geldpolitik entscheidender Wert gelegt werden.

Sie hat die Aufgabe, den Wert des Geldes und damit auch der Sparguthaben zu sichern, die Kaufkraft zu erhalten — nicht der Kaufwert, sondern der Gebrauchswert des Geldes ist während des Krieges beschränkt worden — und den Leistungsanreiz des Geldverdienens mit Hilfe einer vernünftigen Lohn-, Preis- und Steuerpolitik zu bewahren und zu stärken. Es kann keine Rede davon sein, daß dieser Leistungsanreiz in Gefahr ist, verloren zu gehen, denn wir wären sonst überhaupt noch die Wünsche nach Preis- und Lohnerhöhungen zu erklären? Würde der Leistungsanreiz, den das höhere Geldverdienens bietet, aufhören, so würde unter ganzem wirtschaftlichen Leben der Boden unter den Füßen verlieren. Es erklärlich und verständlich das Zurückgehen von Verbrauchs- und Genussgütern in Zeiten harter Warenknappung ist, so muß der Tauschhandel dennoch beibehalten werden, wenn er in größerem Umfang oder gar organisiert auftritt, die festen Wertverhältnisse aufrechterhalten und der Glauben an den Wert des Geldes untergraben werden. Deshalb hat nicht nur der Staat, sondern auch jeder Volksgenosse in wohlverstandener eigener Interesse die Pflicht, dem Tauschhandel wegen seiner demoralisierenden und schädlichen Wirkung entgegenzutreten.

Die Sparkassen haben neben der geldwirtschaftlichen auch eine nationalwirtschaftliche und eine sozialwirtschaftliche Aufgabe. Willst du der Sparkasse ist es, dem Volke den Sinn und die Notwendigkeit des Sparens vor Augen zu führen und es zum Sparen anzubahnen. Der oberste Grundsatz der Sparkassenpolitik muß Gemeinnützigkeit und die Sicherheit der Spareinlagen sein. In der Vorkriegszeit nach dem ersten Weltkrieg wurde die Sparfähigkeit vernachlässigt, ja, man handelte dem Sparen sogar feindselig gegenüber, und die Sparkassen wurden durch die marxistischen Stadtverwaltungen vielfach zu Geschäftsfeldern veranlaßt, die außerhalb ihres Aufgabensbereiches lagen und die nicht mehr mit den festen, soliden Grundbänken des Sparkassengeschäfts in Einklang standen. Die marxistische Fiktion verließ sich sogar auf die Behauptung, daß Sparen unförmlich sei, weil nämlich derjenige, der spart, sich aus der „Solidarität“ entferne. Wir stellen der Bedarfsdeckungswirtschaft aus marxistischem Geiste die Leistungswirtschaft aus nationalsozialistischem Geist gegenüber. Gerade durch das Sparen ist ein natürlicher sozialer Aufstieg möglich, indem es jedem einzelnen in gleicher Weise die Möglichkeit eröffnet, seinen persönlichen Wohlstand und seine Lebenshaltung oder die seiner Nachkommen kraft eigener Leistung zu steigern.

Das Sparen mühte die Volkswirtschaft voran

Indem so der einzelne Mensch im eigenen Interesse zum Sparen aufgefordert und angehalten wird, dient man gleichzeitig der Volkswirtschaft als Ganzem. Denn darüber besteht kein Zweifel: Nur dadurch, daß dauernd gespart wird, daß ein immerwährender Strom von Ersparnissen die Wirtschaft durchflutet — nur dadurch kann sie leben und wachsen. So wie ohne Arbeit keine Güter entstehen können, und wir ohne Arbeit verhungern müßten, so würde ohne Sparen unsere moderne arbeitsteilige Wirtschaft verkommen müssen. Maschinen, Fabriken, Verkehrsmittel, Schulen usw. sind dadurch entstanden, daß wir in der Vergangenheit nicht unser ganzes Einkommen verbrauchten, sondern Teile davon ständig für längere oder längere Zeit gespart und in der Produktionswirtschaft investiert haben. Wenn aber solches Sparen schon unentbehrlich ist, um den normalen Gang einer Volkswirtschaft zu gewährleisten, wie lebenswichtig ist es dann erst, wenn eine Volkswirtschaft noch zusätzliche Leistungen von der gewaltigen Größe der Erhaltung und Steigerung unserer Wehrkraft im gegenwärtigen totalen Krieg zu vollbringen hat!

Deshalb muß heute immer und immer wieder zum Sparen gemahnt werden! Dies Erfordernis tritt am deutlichsten bei der Frage der Kriegsfinanzierung zutage. Man hört manchmal, der Krieg müsse allein durch Steuererlöse finanziert werden. Gewiß sind sie vom fiskalischen und währungsrechtlichen Standpunkt das einfachste und wirksamste Mittel, da sie einerseits der Staat nicht verschulden und andererseits Kaufkraft endgültig beibehalten. Die Steuern schaffen also gewissermaßen reinen Tisch. So einfach geht es aber leider in der Praxis nicht. Wir haben zwar im Hinblick auf ihre Vorzüge und auf Grund der Erfahrungen im letzten Weltkrieg auf die Steuerfinanzierung in diesem Kriege besonderes Gewicht gelegt. Schon in den vorangegangenen Friedensjahren sind bei dem fast gestiegenen

Vollsteinkommen die Steuereinnahmen des Reiches so hoch gewesen, daß von vornherein die Aufbringung eines wesentlichen Teiles der Kriegskosten auf dem Steuerwege gesichert war. Durch die fortgesetzte Zunahme des deutschen Volkseinkommens und Einführung von Kriegszulagen zur Einkommenssteuer und auf gewisse Verbrauchsteuern ist das Steueraufkommen des Reiches inzwischen weiter stark angestiegen. Etwa die Hälfte der gesamten Reichsausgaben kann heute durch direkte Einnahmen, vorwiegend Steuern, gedeckt werden, während der Steueranteil im letzten Weltkrieg nur 18 Prozent betrug.

Niemals können aber die Staatsausgaben im Kriege durch Steuern allein gedeckt werden. Würde man es versuchen, so müßte man damit rechnen, daß dem einzelnen praktisch nichts weiter bliebe als das, was er zum notwendigen Lebensunterhalt gerade noch an Geldmitteln braucht. Man müßte aber dann den deutschen Menschen in eine Zwangsjacke nach bolschewistischer Art stecken, um überhaupt noch einen Arbeitseffekt zu erreichen. Denn jedes Streben des einzelnen würde erlahmen und schließlich abgelehnt werden. Niemand würde sich um seinen Zukunft willen noch Entbehrungen zumuten, niemand sich um sein Vorwärtskommen sorgen, niemand das Aushalten an Leistungen aus sich herausziehen wollen, wenn ihm nichts winkt als eine Staatsrente, die auch seinem tragen Nachbarn in den Schoß fällt. Da heute jeder Deutsche gleich viel Brot bekommt, daß es neben der Mark auch noch Marken gibt, das ist im Kriege notwendig und richtig. Aber dieses System darf keineswegs auf alle Arten der Bedarfsdeckung erstreckt und verallgemeinert werden.

Afrika soll UG.A.-Kolonie werden

England darf zusehen

Von unserer Berliner Schriftleitung

Die Amerikaner, die der Bevölkerung Nordafrikas fasthänzig erklären, sie könnten ihr vorläufig keine Lebensmittellieferungen — entgegen den früheren Versprechungen — senden, sind um so eifriger um die wirtschaftstechnische Erschließung des Erdteils bemüht. Diese Bemühungen sind selbstverständlich nur die Vorboten einer späteren politischen Beherrschung, die gar nicht daran denkt, die Tatsache zu berücksichtigen, daß der englische Bundesgenosse von den 30,1 Mill. Quadratkilometern Afrikas 3,3 noch rund 12 Millionen Quadratkilometer, also mehr als ein Drittel des Schwarzen Erdteils, beherrscht. Die Amerikaner begannen bekanntlich mit der Errichtung von Fluglinien quer durch den Kontinent und sind heute dabei, auch die Eisenbahn- und Autobuslinien auszubauen. Bergwerksingenieure hielten Untersuchungen über die Bodenschätze in den einschlägigen Gebieten an, Landwirtschaftsverständige reisen umher, Industrievertreter gründen Niederlagen usw. Zentrale von all diesen Bestrebungen Washington, aus dem Schwarzen Erdteil eine amerikanische Kolonie zu machen, ist Dakar. Der New York Daily Mirror umschreibt den Afrika-Imperialismus der USA so: „Afrika ist das Land, das wir erschließen können. Die Weiten vermögen die hungrigen Mäuler zu sättigen, die selbst die großen Räume der Sowjetunion und der Vereinigten Staaten nicht füllen können, und die Erde in Afrika beruht fast unter den altmodischen Methoden Afrikas. Was die amerikanischen Pläne empfindlich stört, ist der Mangel an Wäldern, vor allem in der Nordhälfte des Erdteils. Dort rückt die Sahara auf einer Front

werden, soll nicht der deutsche Mensch unter Misshandlung aller Persönlichkeitsmerkmale konzentriert werden. Dieser Grundsatz ist auch hinsichtlich der Steuerpolitik zu beachten. Kriegsgewinne müssen auf das schärfste besteuert werden, und Steuern, die zur Sicherung der Kriegsfinanzierung und geordneter Staatsfinanzen notwendig sind, dienen auch der Sicherung der Währung und der Weiterhaltung der Sparguthaben. Je härter sich das Volk dem Kriegserhöht, um so höher muß auch die Besteuerung werden. Aber es denkt niemand daran, die Sparguthaben mit einer Sondersteuer zu belegen.

Auf der anderen Seite werden wir aber alle diejenigen durch steuerpolitische Maßnahmen härter an die Hand nehmen, die trotz unserer wiederholten und eindringlichen Hinweisen ihre zur Zeit nicht benötigten Mittel dem regulären Geld- und Kapitalmarkt und damit der Sicherstellung einer gesunden Kriegsfinanzierung entziehen. Ich zweifle nicht, daß ein solches

Vorgehen gegen die „Sachwertjäger“

dem gesunden Volksempfinden, wie es auch immer wieder in Fußstapfen unserer Frontsoldaten zum Ausdruck kommt, entspricht.

Das deutsche Volk geht mit seinem Spargertraue immer von neuem in überzeugender Weise sein Vertrauen in die nationalsozialistische Staatsführung und ihre Wirtschaftspolitik. Aus der Hinfälligkeit des Spareres, die uns die Finanzierungsansprüche entgegen der Erkenntnis, er gibt sich für uns als selbstverständliche Konsequenz: wenn der Staat die Ergebnisse des deutschen Volkes in Anspruch nimmt, dann hat er auch die Verpflichtung, dem deutschen Volk den Wert seiner Sparguthaben zu erhalten.

Sie alle kennen den Weg unserer Finanz- und Währungspolitik mit dem unverrückbaren Ziel der Stabilisierung unserer Währung. Diesen Weg werden wir konsequent und geradlinig in Krieg und Frieden weitergehen.

von 3000 Kilometer Länge jährlich etwa einen Kilometer nach Süden vor. In jedem Jahre wachsen also der Wüste 3000 Quadratkilometer zu, eben weil der Wald fehlt. Wollte man einen schützenden Waldgürtel gegen die von Norden her vordringende Sahara anlegen, so wäre dazu, nach Berechnungen von Sachverständigen, die ungeheure Summe von 16 Milliarden Bäumen nötig. Es kann noch nicht einmal ein Bruchteil dieser riesigen Zahl aufgebracht werden, noch dazu in einem Gebiet, das, wie die Sahara, Tagestemperaturen bis zu 55 Grad in der Luft und bis zu 80 Grad am Boden hat.

Zu den Leidtragenden der amerikanischen Expansionspläne in Afrika zählen vorläufig in erster Linie England und Südamerika. In London weiß man, daß die USA beispielsweise Ägypten und die Südafrikanische Union heute bereits genau so als Stützpunkte ansehen wie ihre Niederlassungen in Australien oder in Indien. Vergeblich versuchen die Engländer, durch besonders abgeordnete Beamte Umfang und Zielrichtung der amerikanischen Pläne bis in Einzelheiten hinein zu erfahren. Die Amerikaner lassen sich dabei genau so wenig von den Engländern auf die Finger sehen wie etwa durch eine Reise de Gaulles durch den ganzen Kontinent, die dieser im Auftrag der englischen Regierung plant — sofern die Amerikaner das erlauben. Die südamerikanischen Staaten ihrerseits sehen sich wieder einmal von Washington betrogen insofern, als die amerikanischen Bergwerksingenieure in Afrika dort gerade nach den Bodenschätzen schürfen, die Südamerika an die USA liefern zu können gehofft hatte.

Die Bedeutung der neuen Donaubrücke

Nach dem bulgarischen Botschafter vor der bulgarisch-rumänischen Kommission

Sofia, 28. Juni. (Eig. Draht.) Die in Sofia seit einiger Zeit tagende bulgarisch-rumänische Kommission für den Bau einer neuen Donaubrücke hat mit einer Rede des bulgarischen Botschafters Vasiloff ihre Tagung abgeschlossen. Der Minister betonte in seiner Rede, daß der Brückenbau über die Donau nicht nur von Bedeutung für Rumänien und Bulgarien sei, sondern daß er auch von großem wirtschaftlichem Interesse für ganz Ost- und Zentraluropa, für das Baltikum und den Nahen Osten sei. Diesfalls und jenseits der Ufer wohne eine Bevölkerung von 31 Millionen Menschen. Das Interesse beider Länder an dem Bau der Brücke ist groß, und zwar sei es verständlich, daß Rumänien über diese Brücke den Verkehr der osteuropäischen und der baltischen Länder an sich ziehen möchte, aber auch den Verkehr von Berlin über Bemberg, Czernowitz, die Moldau, Bukarest und Ruse gegen Jambul, Dedegatsch und Saloniki. Rumänien selbst dürfe sich viel von dieser neuen Verkehrsader versprechen, die in der Richtung Ruse-Sofia-Saloniki-Atina oder Sofia nach der Abria über Stolpa und Bitola nach Antiant und Durazzo ihren Verkehr ausstrahle, oder die über Ruse, Edumen, Dobrin nach Jambul oder über Ruse, Dobrin nach Dedegatsch führe. So würde Rumänien einen schnellen Verkehr nach dem Orient, der Ägäis und der Abria bekommen. Bulgarien dagegen würde eine neue und zuverlässige Verkehrsverbindung mit Mitteleuropa erhalten und würde, was besonders wichtig sei, unabhängig von der heute unsicheren einzigen Route über Belgrad sein, Deutschland und die Türkei würden ebenfalls von diesem Verkehrswege profitieren. Diese Brücke würde zwischen dem Osten und dem Westen eine zweite und sicherere Verbindung schaffen.

Juden mitten sich in Aleppo ein

Saloniki, 28. Juni. Die Stadtverwaltung der nordgriechischen Stadt Aleppo hat eine Beschwerde an die irische Regierung gerichtet wegen der Anwesenheit von Südostruropäern eingetroffenen Juden. Die Juden waren nach Syrien eingeklassen worden, um nach Palästina weitergeschoben zu werden.

werden. Sie setzten sich aber unter dem Schutz der Befehlsmächte und des gallischen Kommissariats in Aleppo fest, wo sie gleich Geschäfte eröffneten und Grundbesitz angekauft haben. In arabischen Kreisen Aleppo verweilt man darauf, daß trotz der Zusage, die Juden würden nach Kriegsende Syrien wieder verlassen, auf diese Weise eine unausgesprochene Ausweitung des jüdischen Siedlungsraums über Palästina hinaus betrieben wird.

Enttrollungen einer ehemaligen Kommunistin

Die bolschewistische Wühlarbeit in der Schweiz. Bern, 28. Juni. Im „Courier de Geneve“ steht Jacques Abert seine Reportage über die bolschewistischen Untertriebe in der Schweiz fort. Er läßt sich von einer ehemaligen Kommunistin u. a. erzählen: „Wenn bei uns“, so sagte diese Frau, „Konferenzen stattfinden, an denen Sowjetdelegierte teilnehmen, so nahm die Zahl der Geheimagenten der GPU, unverzüglich zu. Sie bedienten sich natürlich der Kommunisten und zogen aus verschiedenen Schichten weitere Männer und Frauen heran, deren Sowjetfreundlichkeit sie geschäft ausnützen. Beim Eintritt der Sowjetunion in den Völkerverbund wurde eine richtige Invasion. Der aus Galtien stammende jüdische Abokat Dider in Genf hatte einen Bruder, der einen wichtigen Posten bei der GPU bekleidete. Er selbst spielte eine entscheidende Rolle als Mittelsmann zwischen den offiziellen und inoffiziellen Abgesandten Moskaus und den verschiebenen Agenten in der Schweiz. Ihm verdankt Leon Nicolo seine kommunistische Schulung und seine direkten Beziehungen zu Moskau. Diders Villa am See war ein angenehmer und verschwiegener Treffpunkt. Man sah dort alle möglichen Leute, Sowjetdiplomaten und Journalisten, als Kaufleute verkleidete Geheimagenten der GPU, und Leute, die in Spanien und Serbien arbeiteten usw. Die schweizerischen Genossen wurden oft unvermittelt vor unbekannte „Kontrollen“ gerufen, die sie einem Verhör unterworfen und sie gegebenenfalls „auf den rechten Weg brachten“.

Souffrierter: Hans Chr. Weber. Druck und Verlag: B. Strarbet, Wuppertal.

Sonstige

An die ge... werden folgende ausgegeben:

0,35 Liter
50 Gramm
beide an
125 Gramm
18 Jahre
1 Pfund
verfügt
In den n...
1-Tage-Sonder
950 Gramm
150 Gramm
90 Gramm
ausgegeben.

Vollstgenoff

Jeden Tag weiteres... das nicht arbeit... in's Aus... Möglichkeit bi... fähigung be... Neben Sie... gruppe der N... zunächst festge... Ortsgruppen... schließung in F... Vereilen E... daß alle For... Bälle, Kleid... genommen we... Mobiliar wie... Stobterwarte... fahrgestellt.

Achtung

Zur Ergänzung der Bevölkerung... die alle zum... mittel enthalten... Der Verla... Geschäft gegen... Lebensmitteln

Da es viel... mittelmäßig... vor dem Ende... werden, wird... Samstag, 1. J... Frist für die... des Einzelh... des Ernähr... Woche verlän...

Die Zahl... den Monat... geführten Za... statt:

Am 1. J...
2. J...
3. J...
4. J...
5. J...
6. J...

und zwar von... Die Bezi... gebracht: 401/20 Wirtschaft... jezt M... 401/22 Drück... jezt M... 401/24 Drück... toten... Werth...

Neue

Die zur... bereits seit... denen Leben... Änderungen... laubarten... fang vom E... abweichend... eine bestimm...

Der Ar... grundmäßig... Linie werde... Wehrmacht... der Wehrma... gegeben. 20 Jahre al... ten, die sich... kalten, Hei... von dort bei... dem zur Ve... Schluß der... den, die an... entlassen w... 20 Jahren i... diese abweic... 18. bis 2018... keine Bedeu... höhere Pro... brotmarken... rückfahrlat n...

Die alte... lauf des 22... lingsperiod... 9. bis 22. J... neuen Urlat...

Mittwoch, 80. Juni, Sonnenuntergang 21.53 Uhr
 Mondzeiten in der kommenden Nacht
 Aufgang 4.48 Uhr, Untergang nach Sonnenaufg.

Untergang der „Malmö“

Von Hans Friedrich Blund

Dem Mann, der mir diese Geschichte erzählte, steht man nicht an, daß er einmal zur See fuhr. Er hat lange Jahre als Junger auf einem großen schwedischen Dampfer verbracht und hatte dann, nach der Strandung, seinen Beruf gewechselt. Aber er weiß aus jenen Jahren viel zu berichten.

„Ich hatte als zweiten Junger einmal einen jungen Menschen unter mir, der bisher in Stockholm studiert hatte und sich durchaus auf der „Malmö“ die Welt ansehen wollte“, erzählte er mir einmal.

„Ich habe erst nach einigen Jahren herausbekommen, warum Anders an Bord gegangen war, es dauerte lange, bis er in mir nicht nur den Vorgesetzten sah. Danach taute er sich auf, und eines Tages war ich ihm auf den Schlichen. Hatte da ein Bild seiner Braut, der Bengel, stellte es nur hin, wenn niemand in unserer Bude war. Dann aber auch mit Seufzen und allerhand Sehnsucht — nun, wie Jungens in dem Alter sich mitunter benehmen. Ich hörte ihn nicht fragen auch nicht, bis eines Tages unerwartet der Kapitän in den Kabinraum trat. Weg war das Bild, noch nie hatte einer etwas so rasch weggeholt!“

Der Alte hatte nichts gemerkt. Er richtete ein paar kurze Fragen an den Jungen, wie ihm die Seefahrt befiel, und knurrte schließlich, als wolle er etwas wieder aufmachen: „Wenn wir an Land sind, besuchen Sie mich!“

Der Junge schloß, als der Alte uns verlassen hatte, Anders, sagte ich, ist dir nicht wohl? Er hörte mich gar nicht, zog das Bild unter dem Tisch hervor und erzählte ihm, daß er vorkommen und seinen Besuch machen sollte. Da begriff ich, Anders, fragte ich, wenn du des Kapitäns Tochter heiraten willst, mußt du des halbes auf See gehen?

Du weißt ja nicht, was er für ein Bullerbus gegen Frau und Kind ist, klagte er.

Dann reiß doch aus mit deiner Braut! „Geht nicht, der Alte würde einen Schlag kriegen, er ist der ärtliche Vater.“

Wieso, einmal ist er ein Bullerbus und einmal ein ärtlicher Vater?

Ja, indem er geküßt hat, er würde die Tochter nie herausgeben und alle Jungen: „Du heute taugst nichts. Bleibst du, das ist wie in den Sagen, wo der Sultan von Arabien alle kennt, die sich um seine Tochter bewerben.“

Dann setzte der Junge sich hin und schrieb geschäftig einen Brief an seine Liebste, sieben Seiten lang.

Der Brief ist nicht mehr angekommen. Armer Anders!

Vom traurigen Ende der „Malmö“ an der bretonischen Küste haben Sie wohl mal gehört? Wir waren zwei volle Tage in unsichtbarem Wetter gefahren. Die Reederei hatte es eilig — vielleicht hätte der Kapitän sich nicht drum kümmern sollen. Aber darüber kann nachher jeder den Mund aufstun. Wenn's gut geht, ist ein Wagnis ein Held gewesen.

Als wir nicht mehr weit von der Küste waren, erreichte uns der Sturm, der damals von Schottland zur Biskaya raste. Die dicke „Malmö“, so hieß es, sei fest und aeseit. Der Seegegnard erschlug uns indes das Ruder, und als wir erst trieben, stürzten die Ruderer auf die Kufen, und wir nahmen viel Wasser über. Die eisernen Träger knickten wie Holz.

Gegen Abend, der Regen und die tiefschleppenden Wolken ließen uns keine Sicht, kam es uns vor, als hörten wir Land in der Ferne. Man wachte langsam, daß wir Richtung und Lage nicht mehr beherrihten. Noch konnten wir uns in unsicherer Fahrt auf den Kanal halten. Aber um Mitternacht riß uns der See eines riesigen Brechers über eine Klappe, so daß das Schiff in allen Planken brach. Wir kamen gleich wieder frei, aber das Wasser im Kabinraum flog rasch. Da trat der Alte in unsere Kabinbude und befahl das Notzeichen.

Er war alsbald am Gesicht. Vielleicht bilde ich es mir ein, aber wenn ich ihn heute vor mir sehe, hatte er in dem Augenblick weiße Haare und eine Haut, die von oben bis unten von

Furchen zerrissen war. Er versuchte trotzdem ein paar aufmunternde Worte, nicht mir zu, wollte sich an den Jungen wenden und — sah auf Anders' Tisch das Bild seiner Tochter.

Nun, es war weder der Augenblick, Lärm zu schlagen, noch einen Antrag vorzubringen, das begriffen beide. Der Alte wollte erst fragen, schwieg, drückte dem Jungen auf einmal die Hand und tappte sich hinaus. Mehr sah ich nicht. Ich hatte genug mit meinen Taten zu tun; es ging ums Leben.

Man hat später gesagt, der Kapitän hätte den Notruf zu spät ausgesandt. Ich glaube, daß der Vorwurf richtig ist, aber braucht man heute darüber zu rechten? Als wir uns recht bekamen, sah das Schiff zum zweitenmal auf, diesmal für immer. Und nicht genug damit, gleich gingen uns Malt und Antenne über Bord. War verwünscht schlecht um uns bestellt, ich gab nicht mehr viel um mein Leben, fand aber doch Zeit, mich zu freuen, daß Anders und der Kapitän sich die Hand geschüttelt hatten und daß der Alte das Bild von Ingrid hatte stehen lassen, als dürfe niemand dran rühren, nicht einmal er selbst.

Im Morgengrauen konnte man einige Sicht gewinnen. Wir sahen an der bretonischen Küste, weiß der Teufel, wie es uns hatte so weit verlegen können. Schließlich befahl der Kapitän, die Boote klar zu machen; er mußte es versuchen, niemand wußte, was die Seen in der nächsten Stunde von uns stehen lassen würden.

Der zweite Junger und ich haßelten an einem Eriag der Sendeanlage. Als ein Mann

den Befehl brachte, in die Boote zu gehen, gaben wir es auf.

Ich weiß nicht recht, wie wir auseinandergekommen sind. Ich geriet aufs Achterdeck, und weil ich lieber auf die Rettungsboje vom Land warten wollte, sah ich fast neugierig zu, wie die unter mir die Boote freizumachen suchten. Dabei verfolgte ich deutlich, wie der Kapitän selbst alles leitete — er hatte nicht viel Hoffnung, aber er stand bis zum letzten zu seiner Pflicht. Und ich sah, wie Anders in eines der Boote kletterte. Als es kaum die See berührt hatte, schlug es um.

Der Alte hatte ihm nachgeschaut; er fuhr sich über die Stirn und wandte sich — einen Augenblick nur. Das Schiff begann bald danach auseinanderzubrechen. Ich hatte gemeint, unser Achterdeck sei aufgerissen und müsse gleich bersten. Aber die Brücke sank früher. Mit meinem Glas sah ich hinüber, sah, wie viele Leute sich drängten und zu flüchten suchten. Der Kapitän rührte sich nicht, er lehnte sich gegen das Geländer und sah mit den Augen in die See.

Erst am Nachmittag, als der Sturm abblaute, kam das Rettungsboot in Sicht, man holte uns vom Achterdeck, das noch drei Tage stand. Hätte man's gewußt, hätte man's einer sein Leben halten können.

Was soll ich noch erzählen? Wenn ich an den Tag denke, sehe ich immer Anders' Boot, das gleich unter dem Bord der „Malmö“ umschlug. Ich sehe, wie der Kapitän sich über die Stirn fährt, wie er danach mit der Brücke langsam überflutet, ohne sich zu rühren, ohne zu rennen oder zu springen wie die anderen. Ein feiner Kerl war er, ich habe ein Bild von ihm in meiner Stube.

Lange tat's mir verwünscht leid um den armen Anders und seine Ingrid. Aber damit muß man rechnen, wenn man zur See fährt. Und Seefahrt ist tot!

Der Retter der Mütter

Zum 125. Geburtstag von Ignaz Semmelweis

Man sollte mit dem Wort „Traag“ haushälterisch umgehen. Echte Traag ist zwar auf der Bühne, nicht aber im täglichen Leben häufig. Wenn ein Familienvater verunglückt, so ist das an sich noch kein tragisches Geschick. Zur Traag gehört jene Schicksalsverflechtung, in der die Persönlichkeit ihrem innersten Wesen nach sich in ausweglose Situationen verstrickt und daran zugrunde geht.

Das war der Fall bei Semmelweis. Er ist eingeklinkt in Gegenstände höherer Art, die jedem von uns, der noch ein Herz hat, nicht nur „zu denken geben“, sondern ihn aufrütteln. Denn das Unheimliche des Lebens, das grausame Walten unerbittlicher Gesetze wird an diesem Manne deutlich, wie so leicht nicht an einem zweiten. Auf der einen Seite kämpfte er einen hoffnungslos scheiternden Kampf für eine Wahrheit, die jedem gesunden Menschenverstande von selbst einleuchten mußte, und er unterlag in diesem Kampfe. Auf der anderen Seite aber gab ihm die Wissenschaft recht und ehrte ihn, den Entdecker der Ursachen des Kindbettfiebers, mit dem schönsten Ehrennamen, den sie zu vergeben hat, mit dem eines Retters der Mütter. In dem Kampfe selbst hätte er um ein Haar gesiegt. In der Wiener Fakultät, in der er um die Anerkennung seiner Auffassung kämpfte, stimmten ihm drei hervorragende Mediziner zu, der Internist Skoda, der Pathologe Kolitsch und der Dermatologe Hebra (bekannt durch die Hebraische Salbe), jene drei Männer, die die Fierde der sogenannten „zweiten Wiener medizinischen Schule“ darstellten. Aber die eiaenstlichen Kräfte, die Gynäkologen Klein, Semmelweis' Chef, in Wien, Siebold, Späth, Scanzoni (Würzburg) und vor allem der berühmte Virchow widersprachen ihm. Er selbst aber verstrickte sich so in den Gedanken, nur böser Wille wolle die offenkundigen Tatsachen nicht sehen, daß er immer wieder von Mörtern sprach und sich trotz Zureden guter Freunde nicht zur Mäßigung in seiner Kampfesweise und zur noch strengeren, tierexperimentellen Beweisführung seiner These entschloß. Da umnachtete sich sein Geist. Das Unerrittliche seiner

Lage, daß trotz seiner Entdeckung überall die jungen Mütter weiterhin massenhaft an Kindbettfieber starben, und um das größte Glück, das der Mutterchaft, betrogen wurden, bohnte sich ihm ins Gehirn. Sein Geist hielt nicht stand, und so endete er, der Geniale, nicht ohne eigene Schuld, eben die der Maßlosigkeit und mangelnden Objektivität, in der Nacht des Nichts.

Vor diesem dunklen Hintergrund, vor diesen Welten der Trauer und Hoffnungslosigkeit, leuchtet nun Semmelweis' Tat weithin durch die Geschichte. Was war geschehen? Semmelweis arbeitete auf einer geburtsärztlichen Station der Wiener Universität. Er beobachtete, daß zahllose junge Mütter an Kindbettfieber starben, und zwar in erheblich größerer Zahl auf dem Teil der Station, auf dem Studenten arbeiteten. Im Gegensatz dazu war die Sterblichkeit niedrig auf dem anderen Teil, der den Hebammenschülerinnen vorbehalten war. Die Studenten aber kamen zumeist von der Anatomie, wo sie sich — so schloß Semmelweis — mit Leichengestirnis infiziert haben mußten, das sie auf die jungen Mütter übertrugen. Nun trat noch ein Ereignis ein: ein Freund von ihm, der Pathologe Kolitsch, hatte sich im Verufe mit Leichengestirnis infiziert und Semmelweis erkannte bei dessen Obduktion, daß in seinem Körper ähnliche Veränderungen eingetreten waren wie bei den an Kindbettfieber gestorbenen Müttern. Er zog den genialen Schluss: also übertragen die Studenten von den Leichen ein Gift auf die Mütter, und diese sterben daran. Er verbot ihnen, die Mütter zu untersuchen, ehe sie sich gründlich mit Chlorkalkwasser gewaschen hatten. Seitdem ging die Sterblichkeit zurück. Obwohl Semmelweis noch nicht Bakterien als Ursachen der Verfaulung erkannte, war er also der erste Entdecker des Vorganges der Infektion in der Weltgeschichte. Aber wegen seiner schroffen Polemik entfernte man ihn aus Wien, er wurde Professor in Budapest, aber seine Kraft war gebrochen und es lebte nur noch sein Schatten, während — viel zu spät! — seine Lehre sich durchsetzte und zahllosen Müttern das Leben rettete.

Dr. Hans Hartmann.

Potsdamer Musikklage

Potsdam hat wieder seine „Musikklage“, die sonst alljährlich mit den „Berliner Kunstwochen“ metzeiern, und es zeugt für den künstlerischen Ehrgeiz der kleinen Garnisonstadt, daß sie im vierten Kriegsjahr wieder mit einem ansehnlichen Programm aufwarten kann, das neben Orchester- und Kammermusikonzerten als Höhepunkt Sadows „Schöpfung“ mit Potsdamer Chören enthält. Die Eröffnungsveranstaltung fand in ausgemähltem Kreis im geschmackvoll renovierten Theater Friedrichs des Großen im Neuen Palais statt. Der festliche äußere Rahmen trug nicht wenig zur Vertiefung des künstlerischen Eindrucks bei. Mitglieder des Kammerorchesters Edwin Fischers unter Führung des trefflichen Bernhard Weismann widmeten sich Zeitgenossen des großen Königs, wie Bach, Händel, dazu Telemann und Joh. Gottfr. Althelm. Ein Cembaloconcert dieses einst recht angeesehenen Bach-Schülers und Organisten war von Carl Wittmer bearbeitet und wurde als dem Manuskript aufgeführt. In diesem aufschlußreichen Werk, das dem Cembalo virtuose Einlagen gestattet und die Thematik hauptsächlich den Streichern überläßt, spürt man in manchen expressiven Wendungen die geistige Nähe Emanuel Bachs. Wittmer führte das dreisätige Konzertstück zum Dank der Hörerschaft aus. Ganz besonders begünstigte sich das Publikum an den Händel-Arien, die Diana Lemnis mit reichsten stimmlichen Mitteln und kultiviertem Vortrag zu Gehör brachte. Der fürwache Beifall veranlaßte Wiederholungen.

Dr. Fritz Stego

Dürer-Anekdoten

Der Pinsel

Als Albrecht Dürer in Venedig war, hatten die hochmütigen venetianischen Maler angefaßt seines Bildes für die Kapelle der deutschen Kaufleute beim deutschen Kaufhaus in Venedig vor dem Deutschen großen Heipelt bekommen! Einst kam der Größte von ihnen, Giovanni Bellini, zu ihm und erlachte ihn, ihm etwas zu malen; er wolle es gut bezahlen. Auch hat er ihn um einen jener Pinsel, mit denen Dürer die Haare auf seinen Bildern male, die wegen ihrer Feinheit berühmt waren. Dürer reichte ihm eine Anzahl gewöhnlicher Pinsel hin; er möge wählen oder alle nehmen. Bellini meinte, er sei nicht recht verstanden worden; er wolle einen dünnen Pinsel, einen von ganz besonderer Art, die Dürer für seine Haarzeichnungen gebrauchte. Dürer lachte; die feinsten Haare male er mit den gewöhnlichen Pinseln. Der andere aber wollte das nicht glauben. Doch der deutsche Meister überzeugte ihn davon, indem er vor den Augen des Italieners gleich eine Locke langen Frauenhaares malte. Bellini soll nachher erzählt haben, er hätte so etwas nie für möglich gehalten und würde einem andern nie geglaubt haben, was er da mit eigenen Augen gesehen habe.

Die Fliege

Auch erzählten die italienischen Maler von dem Deutschen Albrecht Dürer das folgende Stücklein: Als der Nürnberger Meister die allererste Zeit in Italien war, hatte er, der damals nicht gerade reich war und Neues lernen wollte, sich dem großen Michelangelo als Farbenreiber verdingt. Eines Tages war Dürer Stunden allein im Hause, und um dem berühmten Künstler zu zeigen, daß sein Gehilfe auch etwas könne, malte er übermütig dem Engel Gabriel auf dem Verkündungsbilde, an dem Michelangelo zu jener Zeit arbeitete, eine Fliege auf die Stirn. Sie war so täuschend lebenswahr gemacht, daß Michelangelo, als er heimkam und das Bild besah, sie fortzagen wollte. Michelangelo machte große Augen, als er den Sachverhalt erfuhr.

Kinderleid

Von E. M. Jeyrer

Freunde hatte ich nicht, in jener Zeit, da ich die Welt der Bücher entdeckte. Im Winter sah ich in meiner Stube, oben, unter dem Dach und erlebte mit klopfendem Herzen das abenteuerliche Leben des Ritters Don Quixotte de la Mancha, dessen Taten mir nachahmenswert und rühmlich erschienen. Eine Zeitlang verlor ich, einen dicken, tragen Knaben aus meiner Klasse für die Rolle des Sancho Panza zu gewinnen, um dann mit einer Vapprüfung angetan, die ich über und über mit Silberpapier beklebt hatte, in die ferne Welt zu ziehen. An der Gleichgültigkeit des Knaben, der keinen Sinn für Geldentum und Kämpfe hatte, scheiterten diese hohen Pläne. Und gerade in dieser Zeit bekam ich auch einen Freund, von dem ich mich nicht mehr trennen mochte.

Es lief mir eine junge Kabe zu. Sie sprang durch das geöffnete Fenster der Küche, in der ich gerade lag und darauf wartete, daß die Donatfischen, deren süßer Duft schon das Haus erfüllte, aus der Röhre kämen. Mit einem Satz war sie vom Fenster auf meine Knie gesprungen, hatte sich an einer weichen Kugel zusammengekauert und sog gleich mit einem zutraulichen Schnurrgefangen begonnen. Schon lange hatte ich mir eine Kabe erwünscht. Ich fand sie so schön in ihrer leisen und geschmeidigen Art. Ihr stummendes Leben, hinter dem mir eine geheimnisvolle Welt verborgen schien, zog mich magisch an. Aber da mein Vater Kaben nicht sehr liebte, bekam ich niemals eine.

Doch nun war dieses kleine Tier mir zugekommen und ich bat so lange, bis es bei mir bleiben durfte. Ich nannte sie Miska und wir wurden gute Freunde. In einer Schachtel bereitete ich ihr ein weiches Lager unter dem Küchenherd. Dort lag nun Miska stundenlang und erfüllte die Küche mit der arten Musik ihres Schnurrens. Wenn ich hinauf in meine Stube ging, um zu lesen oder meine Schularbeiten zu machen, begleitete sie mich. In fröhlichen Sprängen suchte sie lautlos auf ihren

weichen Pfoten vor mir her. Den Schweif trug sie freilich erhoben, und nur die weiße Spitze machte diese kurzen, elektrischen Bewegungen, an denen ich erkannte, wie gut gekannt Miska war und wie sehr von Leben erfüllt. Oben sprang sie, wenn ich mich vor den Tisch gesetzt hatte, auf meinen Schoß, knallte sich fest.



Zeichnung: Helga Roskotten

daß es mir weh tat und schnurrte. So sahen wir manche Stunde. Miskas Fell war schwarz und weiß. Gell leuchteten ihre Augen aus denen sie mich, starr ansehend, in denen ich ihre fremde, abgründige Augenwelt erkannte. Im Frühjahr änderte sich die Freundschaft. Miska spürte das erwachende Leben und wollte hinaus in die warme Luft. Sie verschwand sehr

oft. Wenn sie kam, war sie zerraut und sah müd aus. Die großen Augen leuchteten stumpf und Miska schloß ein, ohne mich vorher schnurrend zu begrüßen. Ich war tief enttäuscht, denn ich hatte geglaubt, daß nur ich es sei, den sie liebe. Nun verstand ich und beachtete mich kaum, wenn sie heimkam. Mein Vater, der meinen Schmerz sah, verpötte mich auch noch ein wenig.

Aber dann wurde es wieder wie früher. Miskas Liebeszeit war vorüber. Sie kam, wie sonst, zu mir, wenn ich las und schnurrte auf meinem Schoß.

Leider dauerte auch dieses neue Glück nicht lange. Miska zog sich die Feindlichkeit meines Vaters zu, indem sie begann in den Blumenbeeten zu scharren wie ein Raubhund. Sie grub tiefe Löcher und Schächte, offenbar eine Maus oder sonst ein feindliches Tier verfolgend. Eifrig warf sie den Sand mit ihren kleinen Pfoten nach beiden Seiten. Es sah sehr komisch aus, und ich mußte darüber lachen, obwohl ich spürte, wie sehr mein Vater sich darüber ärgerte. Er liebte seine Blumen und hatte jedes Beet mit Sorgfalt angeeignet und gepflegt. Es blühte in unserem Garten bis spät in den Herbst hinein, und ich sah ihn oft versunken vor einer besonders schönen Blüte stehen, den Kopf leicht zwischen zwei Fingern zu sich erhoben, sie voll Andacht und Ernst betrachtend. Und in dieser schönen Welt begann nun Miska mit ihrem Zerstörungswerk. Sie fragte die Blumen an den Wurzeln an. Sie knickten eraben zur Seite und welkten dahin, lange vor ihrer Zeit. All mein Zureden und des Vaters Drohungen halfen nichts. Miska verstand nicht, was wir von ihr wollten und scharrte weiter, einmal in diesem Beet ein andermal in jenem.

Eine Tages nun war es meinem Vater wohl zu viel geworden. Als ich aus der Schule heimkam, hielt vor unserer Türe ein geschlossen, kastenförmiger Wagen. Ein Mann stand vor dem Hause und ich sah gerade, wie der Vater ihm einen angebundenen Sack gab in dem es heftig zappelnde und miaute. Ich begriff sofort, daß Miska darin war und um ihr Leben kämpfte. Da begann auch ich vor Angst zu schreien und zu fragen. Aber es half nichts.